

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 21

Artikel: Das Wass, das Wass, das Wass... : zur sommerlichen Kühlung
Autor: Schumacher, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Föhnwind und sich zumindest darin finden, dass hüben und drüben eine gleiche kernige Sprache geredet werde. — Seebube, Seerueche! — mögen ich die Leute auch freundeidgenössisch hänseln, das eine ist gewiss, das dieser Sommerblick begreift: dass der See nur mit *beiden* Ufern, die geschwisterlich nicht ohne einander denkbar wären,

sein ganzes Wesen offenbart. Sie ergänzen sich als Spangenfassung einer heimatlichen Kostbarkeit. Die Gemeinsamkeit der Ufer hütet die Seele dieser Landschaft, die um sich werben lässt, und die den inneren Reichtum erst ganz erschliesst, wenn das Leuchten des hohen Sommers zwischen den Hügeln über die klarblauen Fluten glitzert.

Zur sommerlichen Kühlung

Das Wass, das Wass, das Wass...

Was das sei, das Wass? Zunächst ein Ueberfluss an S-Lauten. Im weitern nichts anderes als das damit in Uebereinstimmung stehende Zischen, das entsteht, wenn Kinder eine Brunnenröhre zuhalten, um uns mit sprühendem Bogen anzuspritzen. Also Wasser, und zwar genau nach der magischen Schreibweise Christian Morgensterns in einem geheimnisvollen Gedicht vom steigenden Wasser: «Dem Kind sind schon die Beinchen nass, es ruft: das Wass, das Wass, das Wass!»

Welche Magie in diesem gekürzten Wort und der dadurch erreichten Verdichtung. Zu allen Zeiten fühlte man sich von der Magie des Wassers berührt und verführt (nach Goethes Formel vom «Fischer» und der feuchten Wassergöttin: «Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn»). Seen und Flüsse, Bäche und Ströme, Teiche und Meere — ruhendes und fliessendes, stilles und bewegtes Wasser: dieses unfassbare, dieses Farblose, das des Himmels Bläue oder das Grau der Wolken spiegelt, einst mit Erde, Luft und Feuer zu den vier Elementen gerechnet, regt auch heute noch Phantasie und Geist der Menschen an.

An einem Fluss zu stehen und nicht zu philosophieren beginnen, hiesse, Wasser im eigenen Kopf zu haben. Aber kaum einer, der nicht bemerkte, es fliesst, alles fliesst. Und damit ist man zur selben

Feststellung gekommen wie vor zweieinhalf-tausend Jahren der ionische Naturphilosoph Heraklit. «Panta rhei», las er der Wellenschrift der ziehenden Wasser ab, das heisst, man könne nie zweimal in denselben Fluss steigen, denn obwohl es der alte geblieben sei, wälze er stets neue Fluten vorüber.

Die Fischer, die von berufs wegen oder aus Vergnügen am Wasser stehen, müssten demnach alle Philosophen sein. Sind sie auch, sogar jene, die es nicht wissen. Die Situation erfordert es: man steht unten am Ufer; zu Füssen, einen kleinen Schritt weiter, geht es unaufhörlich, ohne Ende, vorüber — grüne Wassermassen, bald heller, wenn Sonnenlicht sie bestreicht, bald dunkler, wenn Wolken sie beschatten; über die Oberfläche hin wandern wie ein Mienenspiel die Wellen und Wirbel, ein feines Netzwerk, das sich verändert und doch immer gleich bleibt. Das ist der sinnfällige Ausdruck dafür, dass nur der Wechsel das Beständige ist: das heraklitische Axiom!

Etwas von solchen hochphilosophischen Gedanken wohnt, wenn vielleicht auch nur als Ahnung, in jedem Fischer, der am Ufer steht und fischt, und vielleicht auch in allen jenen, die bei ihnen stehen und zuschauen. Dort geht der Mann mit der Rute zwischen Ruhe und Bewegung den schmalen Uferweg entlang. Er ist, sichern Boden

unter den Füssen, in lebendiger Verbindung mit dem ewig Fliessenden — nur durch eine dünne Schnur. Sie ist wie ein Nerv, der jede kleinste Erregung, die Wünsche des Wassers, das Lächeln der Wellen, die Launen der Strömung, die Rufe der Tiefe auf die Rute, diese empfindliche Antenne, überträgt.

Der Blick ist ständig auf die wandernden Wasserwiesen gerichtet, dorthin, wo der rote Korkzapfen mit weissem Ring seine unberechenbare Wasserschrift schreibt — von einem Wirbel manchmal in die Tiefe gerissen, nicht so stark, als hätte ein Fisch angebissen (dieser Ruck ist anders), dann wieder von aufsteigendem Wasser zur Seite gedrängt, oder von einer schnelleren Strömung plötzlich in rasche Fahrt versetzt. Doch der Fischer braucht, wenn er nicht will, nicht zu folgen, sondern nur etwas Leine nachzugeben, Leise rattert dann die Rolle.

So bleibt der Fischer mit einem Stück der bereits entflohenen Gegenwart noch eine Weile in Verbindung; er hat die flüchtige Zeit an der Angel — wenn er Glück hat als blitzenden Fisch!

Das allgemeine Interesse am Fischer und Fischen ist auffällig und bedenkenswert; denn warum scharen sich um jene Männer, die zu ihren ältesten Vertretern die frommen Fischer vom See Genezareth zählen und sich mit «Petri Heil» begrüssen, immer jene vielen Zuschauer, denen die Zeit nichts gilt und die hernach, wenn sie weitergehen, still und versonnen sind? Gespannt haben sie alle Prozeduren verfolgt: das Befestigen des Köders; die Technik des «Fliegen»-Fischens mit künstlichem Insekt; die Arbeit mit dem glitzernen Löffel oder Spinner, dessen Metall ein Fischchen vortäuscht; die Kunst, einen Fang aufs Trockene zu bringen; die Fragen nach der Art — Forelle, Barbe, Alet, Hecht, Aesche...

Ernst und allem Lauten abgekehrt, verfolgt man das wassernahe Geschehen, leises Rauschen und Quirlen im Ohr, im Blick das ununterbrochene Gleiten des Flusses oder das blanke Spiegeln eines stehenden Gewässers.

Auch die ruhenden Wasser sind lebendige Wasser; jene Augen der Teiche und Seen, die den Himmel wiedergeben und die Seele des Windes verraten und unter dem wechselnden Druck der Atmosphäre atmen. Am Ufer wird dann — in Steinen, im Schilf oder an einer Mauer — die Wassermusik hörbar: das äusserste Gegenteil zur möglichen Pathetik des Meeres.

Wo immer man aber auch stehe, wenn es Wasser ist, das vor uns fällt, fliest oder spiegelnd sich ausruht, dem Neptunischen unterliegt jeder, der alten heraklitischen Erkenntnis, dass nur das Fliehende das Bleibende sei: das rätselvolle Geheimnis des Wass!

Hans Schumacher

*W*ir wollen frei sein,
wie die Väter waren!

Alfred Cattani

Es gibt wohl kaum ein Land in der Welt, dessen Vergangenheit so bis in die letzten Einzelheiten erforscht wäre wie die Schweiz. Von der Pflege der Familien- und Lokalgeschichte bis zu unsrern grossen wissenschaftlichen Geistern spannt sich ein mächtiger Bogen, ein einträgliches Zusammenwirken im Dienst der Heimat. Es kann kein Zweifel bestehen, das geschichtliche Bewusstsein ist in unserm Volke tief verankert.

Nun hat aber der kürzlich veröffentlichte Bericht über die pädagogischen Rekrutenprüfungen ergeben, dass es mit dem historischen Einzelwissen der Geprüften gar nicht so weit her ist. Das Gründungsjahr der Eidgenossenschaft wussten zwar fast alle zu nennen, aber bei späteren Ereignissen, Morgarten, Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft, Gründung des Bundesstaates begann es bedenklich zu hapern. Nicht nur das Zahlengedächtnis versagte, auch über die historischen Hintergründe des Jahres 1291 vermochten nur wenige genau Auskunft zu geben. Was steht im Bundesbrief? «Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!», schrieb ein einfacher Rekrut. Historiker und Diplomatiker werden kommen und beweisen, dass das rein formal genommen nicht stimmt, dass das Dichterwort später in ganz andern Zusammenhängen geprägt wurde. Die Antwort ist (und das bestätigte auch der interessante Expertenbericht) trotzdem richtig. Die Vergan-